

Das Christentum als Ereignis heute

Zu seinem neunzehnten Todestag wird der vollständige Text des Vortrags von Luigi Giussani veröffentlicht, der von der Vereinigung Charles Péguy und dem Kulturzentrum San Carlo organisiert wurde (Mailand, 28. Oktober 1992)

Besorgt von **Davide Proserpi**

Moderator. Don Giussani wird heute Abend zu uns über das Thema „Das Christentum als Ereignis heute“ sprechen. Darin steckt die Genialität, gemäß der die Erfahrung, die er in der Kirche und für die Kirche gemacht und gelebt hat, uns alle berührt hat. Anschließend wird es Raum für ein paar Fragen geben.

Luigi Giussani. Mir scheint, dass die Bedeutung des Themas („Christentum als Ereignis heute“) objektiv der Tatsache geschuldet ist, dass das Wort Christentum heute eher mit einer Reihe moralischer Werte oder deren Verkündigung und mit der Sorge um moralische Werte identifiziert wird. Ich behaupte damit nicht, dass sich das Christentum nicht für moralische Werte interessiert, ich sage nur, dass das Christentum nicht mit der Verkündigung moralischer Werte zusammenfällt. Wenn wir den Gottesdienst am vergangenen Sonntag besucht haben, hat uns das schöne Gleichnis vom Pharisäer und dem Zöllner (vgl. *Lk* 18,9-14) erneut verwundert. Es überrascht uns immer wieder, wenn es am Ende heißt, dass dem Zöllner vergeben wird, dass er den Tempel „gerechtfertigt“, in Frieden verließ, während der Pharisäer, der sich mit all den guten Taten gebrüstet hatte – und dabei nicht log, Christus sagt nicht: „Der Pharisäer erzählte Lügen“, ganz und gar nicht –, verurteilt herauskam. Wir müssen den eigentlichen Grund für diesen Widerspruch nicht sofort klären; es kann sein, dass er sich als Schlussfolgerung aus anderen Gedanken ergibt. Aber ich möchte sagen, dass für jemanden, der über das Christentum sprechen, über das Christentum nachdenken oder das Christentum leben soll, die Hauptsache genau in folgendem liegt: Er kann das, wofür er sich interessieren oder was er leben will, nicht auf moralische Werte zurückführen, die er durch seine eigene Willenskraft in die Tat umsetzen kann. Das Christentum ist ein Faktum, ein Ereignis, eine objektive Tatsache: Selbst wenn die ganze Welt nicht glauben würde, könnte sie es nicht mehr tilgen. Es gibt kein Argument, das standhält: „*Contra factum non valet illatio*“, angesichts einer Tatsache ist dies nutzlos, einer Tatsache kann man kein Argument entgegensetzen; die Kraft eines Arguments versagt hier. Das Christentum ist ein Ereignis, und in diesem Sinne, ist es vor allem keine Moralpredigt. Da es ein Ereignis ist, das Gott einbezieht, ein Handeln des Geheimnisses im Leben des Menschen, in der Geschichte des Menschen, glaube ich, dass die wichtigste Voraussetzung in der Aufmerksamkeit oder Zärtlichkeit des Menschen sich selbst gegenüber besteht. Wenn ein Mensch keine Aufmerksamkeit und kein Wohlwollen für sich selbst empfindet, keine Zärtlichkeit, wie sie eine Mutter für ihr Kind empfindet, ist er in einer Haltung, die dem christlichen Ereignis zwangsläufig feindlich gegenübersteht. Es gibt einen Satz von Rainer Maria Rilke, mit dem ich oft eine Betrachtung meiner selbst beginne: „Und alles ist einig, uns zu verschweigen, halb als Schande vielleicht und halb als unsägliche Hoffnung“ (Rainer Maria Rilke: „Die Zweite Elegie“, V. 42-44, in: R. M. Rilke: *Die Gedichte*. Insel, Frankfurt a. M. 1986, S. 634). Ich habe noch nie eine Zusammenfassung dessen gefunden, was der Mensch existenziell über sich selbst empfindet, wenn er genau nachdenkt und ein Mindestmaß an Aufmerksamkeit gegenüber sich selbst hat, die mit diesem Satz von Rilke vergleichbare wäre. Wenn der Mensch sich selbst betrachtet, schämt er sich, langweilt sich, er schämt sich bis zur Langeweile, und doch kann er einen Impuls nicht leugnen, einen unvermeidlichen Impuls, der sein Herz ausmacht, einen Impuls, der unvermeidlich zu einer Fülle strebt, sagen wir zu einer Vollkommenheit oder Zufriedenheit, die in ihrem etymologischen Bedeutung übereinstimmen:

„Vollkommenheit“ hat eher eine ontologische Bedeutung, und „Zufriedenheit“ hat eher eine vom Glückstreben, sozusagen vom Gefühl hergeleitete Bedeutung. Ich glaube, dass Gott gerade deshalb handelt, um eine Antwort auf diese Erkenntnis zu sein, die meiner Meinung nach, ich wiederhole, die einzige realistische Erkenntnis ist, die der Mensch von sich selbst haben kann, wenn er aufmerksam und mit mütterlicher Zärtlichkeit über sich nachdenkt. Wenn Gott sich bewegt hat, dann hat er sich bewegt, um auf den Menschen zu antworten, auf den Menschen, der sich schämt, der sich schämt und der von sich selbst gelangweilt ist, der in sich selbst Grenzen findet, Grenzen, die er einerseits stillschweigend erduldet; andererseits gelingt es ihm aber nicht, diesen Schrei in seinem Herzen, diese Erwartung, die er in seiner Seele hat, zum Schweigen zu bringen.

Aber Gott hat diesen Schritt getan, um auf die Situation des Menschen zu antworten. Und er hat diesen Schritt getan indem er zum Retter des Menschen geworden ist: Er ist der Retter des Menschen, er ist der Erlöser des Menschen. Aber ich will nicht nur auf diese Einzelheiten bestehen, auch wenn mir diese Vorbedingung notwendig erscheint: Dass Gott sich für mich in Bewegung gesetzt hat. Der heilige Paulus sagt es wortwörtlich: „...der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat“ (vgl. *Gal 2,20*). Und jeder von uns, die wir hier sind – entschuldigt, wenn ich das so sage –, muss, kann und soll diesen Satz von Paulus wiederholen: „Für mich“, das heißt, um mich zu befreien; um mich zu befreien, ja, um mich von der Langeweile meiner selbst und von der Last dieser Begrenzung zu befreien, die ich in allem finde, was ich tue. Aus diesem Blickwinkel hat das Christentum einen pessimistischen Ausgangspunkt für den Menschen. Nicht umsonst spricht es von der Erbsünde, als dem ersten Geheimnis, ohne das nichts mehr erklärt werden kann; es ist ein Geheimnis, aber ohne dieses Geheimnis kann nichts mehr über den Widerspruch erklärt werden, in dem der Mensch unvermeidlich lebt. Wenn der Ausgangspunkt pessimistisch ist, wenn es anfangs pessimistisch über den Menschen denkt, endet es doch in einem Optimismus, einem tiefen, tiefgründigen und herausfordernden Optimismus. Ein Optimismus, bei dem man sagen kann: „Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns?“ (vgl. *Röm 8,31*), wie der heilige Paulus wiederum sagt. Das Handeln Gottes bestand darin, dass das Geheimnis Gottes die Gestalt eines wirklichen Menschen annahm, die Realität eines echten Menschen, eines Mannes also, der im Schoß einer Frau gezeugt wird und sich aus diesem kleinen und fast unsichtbaren Gebilde als Säugling, als Kind, als Jugendlicher entwickelt, als junger Mann, bis er zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens des jüdischen Volkes wird, bis er die Massen hinter sich scharf und bis er wiederum die Massen, wegen der Haltung derer, die die Macht in ihren Händen haben, gegen sich hat, bis er gekreuzigt wird, getötet wird und bis er aufersteht, von den Toten aufersteht.

Ein Faktum ist also Gottes Handeln, eine ganz menschliche Tatsache. Um den jungen Leuten zu erklären, was das bedeutet, sage ich: „Stellen wir uns zwei Eheleute vor, die zwei Jahre lang keine Kinder haben, stellen wir uns vor, wie sich ihr Leben entwickelt, wie es sich einfach ordnet. Nach zwei Jahren bekommen sie ein Kind. Das Kind bringt ihr ganzes Leben durcheinander und sie können nicht mehr so weitermachen wie vorher“. So ist das christliche Ereignis wie ein Kind, das in eine Familie hineingeboren wird – tatsächlich wird es auch als Kind geboren –: Das christliche Ereignis ist der Eintritt Gottes in das Leben des Menschen und in die Geschichte des Menschen, so wie ein Kind, das von einer Frau geboren wird, in die Geschichte des Menschen und in das Leben seiner Familie und in die Geschichte der Menschheit eintritt. Der Evangelist Johannes sagt in seinem ersten Brief an die ersten Christen: „Was unsere Hände angefasst haben, was wir mit unseren Augen gesehen haben, was unsere Ohren gehört haben, vom Wort des Lebens“, also von der Wahrheit, „das verkünden wir euch“ (vgl. *1Joh 1,1-3*), denn die Wahrheit hat sich berührbar, sichtbar, hörbar gemacht, so wie man jemandem zuhört, der spricht, wie man jemanden sieht, der zu einer Gegenwart wird, wie man die Hände eines Freundes berührt.

Ich könnte an dieser Stelle aufhören, denn alles, was man an diesem Punkt tun muss, ist, diesem Ereignis ins Angesicht zu schauen. Und man fühlt wirklich, wie die ganze Verantwortung ins Spiel kommt. Gleich ob man es anerkennt oder nicht, denn man kann dies anerkennen oder nicht anerkennen. Viele Menschen, die ihn sahen, ihn erkannten und dann nicht erkannten, schrien: „Kreuzige ihn!“ (Mk 15,13-14). Aber das ist verständlich für uns, die wir selbst wissen, wie der Mensch ist und wie er sich verhalten kann. Und alles Übrige sind eindrucksvolle Vertiefungen, die im Rahmen einer Glaubenserziehung an junge Menschen vermittelt werden müssen, und die jeder für sich selbst nachvollziehen kann. Ich sage, dass ich hier aufhören kann, denn ich würde gerne wissen, was man über die Aussage hinaus, dass Gott ein Mensch geworden ist, noch sagen kann! Christentum bedeutet also, diesen Mann zu berühren, zu sehen, zu hören, ihm zu folgen. So war es auch für Petrus.

Damals in der Synagoge von Kafarnaum hatte Jesus lange gesprochen und war bewegt, weil alle Leute, die am Tag zuvor mit ihm auf der anderen Seite vom See Genezareth gewesen waren, den See umrundet hatten, um ihn wieder zurückzuholen. Irgendwann war er weggelaufen, weil sie ihn zum König machen wollten: Er hatte das Brot vermehrt! Als sie in die Synagoge von Kafarnaum kamen, war er bewegt von dem Eifer, mit dem die Menschen ihn gesucht hatten, und sagte: „Ihr sucht mich, weil ihr von den Broten gegessen habt; ich aber will euch mein Fleisch zu essen geben“ (vgl. Joh 6,26-58). Gerade weil Christus ein Mensch war, kamen ihm die Bilder aus seiner Erfahrung als Mensch, und das unvorstellbarste Bild, das ihm einfiel, nämlich unter dem Zeichen von Brot und Wein bei uns zu bleiben. Diese Sache, die die Unvorstellbarste von denen ist, die er sich vorstellen konnte, kam ihm dann, wegen der Erregung, die zumindest die äußere Treue jener Menschen in ihm auslöste: Diese Menschen suchten ihn. Doch seine Antwort entsprach nicht dem, was die Menschen von ihm erwarteten. Dann, auch unter dem Einfluss der Intellektuellen, gingen die Leute langsam alle weg, bis schließlich in der Stille der Abenddämmerung nur noch die üblichen Begeisterten zurückblieben. Jesus bricht das Schweigen als Erster: „Wollt ihr auch weggehen?“. Und Petrus sagt mit seiner üblichen Spontaneität: „Meister, auch wir verstehen nicht, was du sagst, aber wenn wir von dir weggehen, wohin sollen wir dann gehen? Du allein hast Worte, die dem Leben einen Sinn geben“ (vgl. Joh 6,59-69).

Ich behaupte, dass diese kleine Gruppe von Menschen, die Ihm nachgefolgt sind, den Anfang der christlichen Geschichte darstellt. Weil sie Ihm nachgefolgt sind, haben sie erkannt, dass etwas Außergewöhnliches an Ihm war, und sie konnten nicht erklären, warum oder wie. Als Christus sie bei einer anderen Gelegenheit fragt: „Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“ „Die einen sagen, du bist der Sohn des Beelzebub, die anderen, du bist ein großer Prophet.“ „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“, antwortete ihm Petrus. Und Christus antwortete: „Selig bist du, Petrus, du kannst dich glücklich schätzen, denn du hast mir eine Antwort gegeben, die du nicht verstehen kannst, und du hast sie gegeben, weil der Vater sie dir geoffenbart hat“ (vgl. Mt 16,13-17). Petrus hatte nichts weiter getan, als die Worte zu wiederholen, die Jesus bei anderen Gelegenheiten über sich selbst gesagt hatte. Sie folgten Ihm, indem sie tranken, sich an das hielten, was sie verstanden, und taten, was er sagte, soweit sie konnten. Als sie Ihn erkannten, gingen sie Ihm nach. Sie folgten Ihm. Somit ist das Christentum die Geschichte von Menschen, die irgendwie mit diesem Ereignis, mit dem Ereignis Christus, mit dieser historischen Tatsache in Berührung kamen und ihm folgten, jeder soweit er konnte.

Bevor ich die beiden Schlussfolgerungen ziehe, die ich betonen möchte, muss ich noch unbedingt etwas hinzufügen.

Das Geheimnis wurde als Kind im Schoß einer Frau geboren, ein Stückchen Fleisch im Schoß einer Frau, Teil des Körpers einer Frau, geboren wie jedes andere Kind. Ich bin immer sehr beeindruckt vom Anfang des Evangeliums, bei der Verkündigung des Engels an Maria, denn nach der ganzen Rede sagt Maria: „*Fiat*, ja, mir geschehe nach deinem Wort“. Und danach steht ein Satz, der besagt: „Und der Engel verließ sie“ (vgl. Lk 1,38). Ich bin wirklich beeindruckt

und denke fast jeden Tag an die Situation, in der sich dieses fünfzehn- bis sechzehnjährige Mädchen befand: völlig allein, mit dem Geheimnis, das sie in sich trug – das sie nicht einmal sehen konnte, weil es gerade erst begonnen hatte –, mit Eltern, denen sie es erzählen musste, mit einem Verlobten, dem sie es erzählen musste. „Selig bist du, die geglaubt hat, dass sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ“ (vgl. *Lk* 1,45), wird ihre Cousine Elisabeth zu ihr sagen, die Maria sofort aufsuchte, denn sie hatte vom Engel gehört, dass sie im sechsten Monat schwanger war (vgl. *Lk* 1,36-45).

Das Geheimnis Gottes hat sich also auf den Menschen zubewegt und ist ein Kind geworden: Das ist die Tatsache. Und das Christentum ist dieses Ereignis, es „ist“ dieses Ereignis.

Aber... was jetzt? Ich sage nicht jetzt, sondern zehn Jahre nach Christi Tod, ein Jahr nach Christi Tod, hundert Jahre danach, fünfhundert Jahre danach, tausend Jahre danach, zweitausend Jahre danach, jetzt! Denn die Frage, die ich mir stelle, ist: Wo ist er jetzt? Auch die frühen Christen, die noch zur Zeit der Apostel lebten, stellten sich diese Frage, als Jesus nicht mehr da war. Eine Person, die am Tag nach seiner Himmelfahrt angesprochen wurde, stellte dieselbe Frage, die ich jetzt stelle. Doch er sagte: „Ich werde ‚alle‘ Tage bei euch sein“. Beachten wir diese Nebensätze aus dem Evangelium, die immer für eine große Sache stehen. „Ich werde bei euch sein alle Tage bis zum Ende der Welt“ (vgl. *Mt* 28,20). Und ich bin ein Christ, weil Er, Gott, unter uns gegenwärtig ist und alle Tage bis zum Ende der Welt bei uns sein wird; ich bin deshalb ein Christ, ich mag gestern tausend Fehler begangen haben und zehntausend Verbrechen; wenn ich sage, ich bin ein Christ, werde ich Christi Barmherzigkeit mehr brauchen als andere, aber ich bin ein Christ; und jemand, der keine Verbrechen begangen hat, der den Zehnten bezahlt hat, der alle Feste der jüdischen Liturgie gefeiert hat, der Pharisäer, nein!

Aber Christus ist in der Welt, in der Geschichte, gegenwärtig geblieben und wird bis zum Ende der Zeit durch die Einheit derer gegenwärtig sein, die er ergreift und in seine Persönlichkeit einbezieht; und er hat einen Gestus geschaffen, durch den er den Menschen ergreift und in seine Persönlichkeit einbezieht, der Taufe genannt wird, es ist das Sakrament der Taufe. Seine Gegenwart ist sichtbar, sie ist greifbar, sie ist hörbar als Einheit der Gläubigen in Ihm, die historisch gesehen auch einen Namen hat, „Kirche“, was nichts anderes bedeutet als Versammlung. Aber die Objektivität Seiner Gegenwart wird gerettet, sie wird gerade durch diese Einheit gewährleistet, als wäre sie ein Zelt, wie das Zelt, unter dem das Geheimnis Gottes war, das Zelt, das inmitten des jüdischen Aufgebots aufgerichtet wurde: Es ist wie ein Zelt diese Einheit unter den Menschen, die an Ihn glauben, die Ihn erkennen, die Er ergriffen und in Seine Persönlichkeit einbezogen hat; es ist wie ein Zelt diese Einheit, in der Er wirklich ist. Und die Eucharistie ist nichts anderes als der letzte äußerste Ausdruck Seiner konkreten Gegenwart.

Der heilige Paulus, der mehr als jeder andere diese Identität der Gegenwart Christi, des menschengewordenen Gottes, mit der Einheit der Gläubigen in Ihm betont hat, verstand dies, als er, vom Pferd geworfen, zu sich sagen hörte: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?“ (vgl. *Apg* 9,3-4). Er hatte Jesus von Nazareth nie gesehen, er hatte ihn nie gesehen, und er verfolgte die Christen. „Saul, Saul, warum verfolgst du ‚mich‘?“. Es muss die Einsicht gewesen sein, die Paulus die Identität, von der wir sprechen, deutlich machte. Aber diese Identität war schon zurzeit Christi selbst sichtbar. Da er nicht überall hingehen konnte, schickte er die Seinen zu zweit in die Dörfer, die nach ihm fragten; und sie kehrten begeistert zurück und sagten: „Meister, was du tust, haben auch wir getan; die Wunder, die du vollbringst, haben auch wir getan. Die Menschen hören auch auf uns“ (vgl. *Mk* 6,7-13). Das gleiche Phänomen, das dort geschah, wo er war, passierte auch in dem Dorf, in das die beiden gingen. Wie war Christus in dem Dorf, in das die beiden gingen, gegenwärtig? Durch die beiden, die er gesandt hatte. Die Methode, die Christus benutzte, um seine Gegenwart unter uns fortzusetzen, die Methode, die er benutzte, gab es schon, als er lebte. Durch die Gegenwart derer, die an Ihn glauben, ist Er im wahrsten Sinne des Wortes gegenwärtig.

Das Christentum als Ereignis ist also der menschengewordene und in der Geschichte gegenwärtige Gott in der – um es deutlich auszudrücken – Einheit derer, die an ihn glauben. Diese Einheit hat einen Wert, der nicht affektiv ist, sie fällt nicht ganz mit dem Begriff „Weggemeinschaft“ zusammen, sie ist nicht mit Gleichgesinnten identifizierbar: „Ihr, die ihr getauft seid“, sagt Paulus, „ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie“, die großen sozialen und kulturellen Trennungen der damaligen Zeit, „weder Mann noch Frau, sondern ihr alle seid einer, einer in Christus Jesus“ (vgl. *Gal* 3,27-28). Und er verwendet den Begriff *eis*, der im Griechischen „einer“ im persönlichen, personalen Sinn bedeutet, aber im Maskulin: „Ihr seid einer, *eis*...“ „Ihr seid ‚ich‘“, hatte er zu Paulus gesagt: „Warum verfolgst du ‚mich‘?“ Das ist zweifellos der schwierigste Aspekt für mich; verzeiht mir, wenn ich es wage, das für uns alle zu sagen, denn die Art und Weise, wie wir erzogen worden sind, vergisst dies ein wenig oder beschönigt es – wie ich neulich auch in Lourdes zu einem Journalisten gesagt habe (vgl. „Don Giussani: il potere egoista odia il popolo“, Interview von G. da Rold, *Corriere della Sera*, 18. Oktober 1992, S. 3; jetzt in *L'io, il potere, le opere*, Marietti 1820, Genua 2000, S. 214-219). Ich kann Christus durch etwas Gegenwärtiges kennenlernen. Denn das ist das Genie Gottes, der, um sich den Menschen bekannt zu machen und sie zu retten, sich selbst gegenwärtig gemacht hat.

Die Einheit der Gläubigen ist das zufällige, ja banale Gesicht dieser göttlichen Gegenwart. Und so wie damals diejenigen, die ihm folgten, Christen wurden und sich veränderten, so sind heute diejenigen Christen, die dieser Einheit folgen, der Christus ein absolutes Zeichen der Objektivität gegeben hat, nämlich den Bischof von Rom, das Oberhaupt der Gemeinschaft von Rom. Und sie werden verändert, werden als Menschen verändert, denn alles konvergiert darin – sogar ein ökumenisches Konzil ist nicht gültig, wäre nicht gültig, wenn es nicht die Unterschrift des Bischofs von Rom besitzt. Es ist genau das Gegenteil von dem, was wir uns vorstellen oder vorstellen wollen: Nicht unsere Meinung führt uns zu Gott, nicht unsere Art zu denken, kein dialektischer Vergleich mit anderen, nicht das Ergebnis einer theologischen Studie: Es ist das Folgen einer Gegenwart. Die erste Konsequenz, die ich erwähnen wollte, ist also diese: Es geht darum, einer Gegenwart zu folgen.

Und das „Folgen einer Gegenwart“ erklärt auch den moralischen Weg; nicht nur die Zugehörigkeit, vom Standpunkt der Zustimmung aus gesehen, sondern auch den moralischen Weg, den ein Mensch geht. Es gibt einen schönen Vergleich in der Natur: Wie erwirbt ein Kind seine eigene Persönlichkeit? Je menschlicher, intensiver, aufmerksamer, respektvoller die Familie ist, kurz gesagt, je menschlicher die Familie mit dem Kind umgeht und je treuer sie ihrer Aufgabe ist, desto mehr wächst das Kind mit einer eigenen Persönlichkeit auf, wird es selbst, erwirbt es eine Persönlichkeit, indem es den Eltern, der Tatsache, dem Ereignis der Familie folgt. Indem es dem Ereignis der Familie folgt, indem es ihre Herausforderungen aufnimmt, fast durch Osmose, fast durch einen osmotischen Druck, stellt es mit fünfzehn Jahren fest, dass es sich von den anderen unterscheidet, weil es eine solche Familie hatte. Und das Kind ist es selbst, weil es weiß, wie es seine Entscheidungen begründen kann, weil es weiß, wie es sein Handeln begründen kann. Das moralische Problem für den Christen ist ähnlich.

So wie Christsein bedeutet, einer Gegenwart anzuhängen, so verändert man sich, wenn man dieser Gegenwart folgt, das heißt, wenn man an den Herausforderungen dieser Gegenwart teilnimmt, verändert man sich, man versteht und wandelt sich. Mit einem schönen Satz, den der Herr mit seiner Formel der Vollkommenheit unterstrich, als er sagte: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (vgl. *Mt.* 5,48). Und wer kann so vollkommen sein wie Gott? Christus hat also erklärt, dass es sich bei der wahren Moral um eine gelebte Spannung handelt, es ist ein Weg, kurz gesagt: das Leben als Weg, *homo viator*. Die Menschen des Mittelalters haben das sehr gut verstanden: Das Leben ist ein Weg, deshalb liegt der Wert eines

Menschen darin, dieser Spannung treu zu sein: die Spannung aufs Lernen und Folgen. Und wenn der Mensch auch tausendmal am Tag fällt, so nimmt er den Weg tausendmal wieder auf. Die zweite Konsequenz, die ich hervorheben möchte, ist das Verständnis der Moral als Spannung. Der heilige Ambrosius schrieb in einem Brief, dass ein Heiliger nicht derjenige ist, der nicht fällt, sondern derjenige, der ständig versucht, nicht zu fallen (vgl. Ambrosius, *Explanatio Psalmi* 1.22, *Explanatio Psalmi* 36.51). Als ich den Jugendlichen in der Schule diese Aussage des Heiligen Ambrosius vorlas, sagte ich: „Stellt euch einen Mann vor, der jeden Tag einen Fehler macht, weil er ein stark betontes Gebrechen hat, einen sehr heftigen Mangel – und jeden Tag macht er einen Fehler, jeden Tag – und jeden Morgen steht er auf und sagt: „Gott, ich bitte dich demütig, hilf mir, mich zu überwinden, hilf mir, mich zu korrigieren“, und jeden Tag macht er einen Fehler, und fünfzig Jahre lang steht er jeden Morgen mit diesem aufrichtigen Vorsatz auf, mit diesem aufrichtigen Schrei, und jeden Tag macht er einen Fehler...: Er ist ein Heiliger – ein Heiliger! –, ein Heiliger, dessen Tage voller Fehler waren“. Der Begriff von Moral, der sich aus dem Christentum als Ereignis ergibt, ist genau das: Moral ist eine Spannung, die sich als Nachfolge verwirklicht; und man folgt, wie man kann, wie es einem gelingt, je nach der Gnade, die einem gegeben ist.

Von einem solchen Verständnis aus nimmt das Geheimnis eine Gestalt an, bekommt ein Gesicht: „Er ist nicht der Gott der Toten, sondern der Gott der Lebenden“ (vgl. *Lk* 20,38), sagt Christus, das heißt, er ist nicht der Gott unserer Gedanken, sondern der wahre, wirkliche Gott, der vor allem anderen kommt, unvergleichbar mit jedem unserer Gedanken. „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege“ (vgl. *Jes* 55,8). Aber dieses Geheimnis bleibt in einem solchen Verständnis nicht völliges Geheimnis, es bleibt nicht völlig unbekannt. Dieses Kind, das erwachsen wird, stirbt und aufersteht und durch seine Auferstehung greift unwiderstehlich in die Geschichte ein. Er zieht Menschen an sich, deren Einheit seinen Leib bildet, den geheimnisvollen Leib, den mystischen Leib – wie man sagt –, oder das Volk Gottes, das – ich habe mir vorhin den Vergleich erlaubt – dem Zelt der Juden in der Wüste gleicht, in dem die Bundeslade aufbewahrt wurde, dieses Geheimnis, das in einem solchen Verständnis wahrhaft gegenwärtig ist, erklärt uns wirklich das Geheimnis. Es erklärt uns das Geheimnis in dem Sinne, dass es die genaue, vollkommene, kraftvolle, suggestive, zärtliche Entsprechung des Geheimnisses mit unserem Leben zeigt – wie Rilke sagte, einerseits entkräftet und andererseits voller unsäglicher Hoffnung –: Es wird „Barmherzigkeit“ genannt. Die höchste Definition des Göttlichen, des Seins, das Christus in die Welt gebracht hat und das durch die Einheit der Gläubigen als Vorschlag für den armseligen Menschen jeder Zeit und in jedem Umstand bestehen bleibt, ist das Wort „Barmherzigkeit“. Gott ist Barmherzigkeit, ein Wort, das für uns sonst nicht vorstellbar wäre.

Moderator: Danke! Jetzt ist, wie gesagt, Raum für ein paar Fragen, die uns vielleicht helfen, die Tragweite dessen zu verstehen, was Don Giussani uns gesagt hat.

Giussani: Die Tragweite dieser Dinge zeigt sich, zumindest für mich, darin, dass Tausende und Abertausende Leute mir zuhören und dranbleiben, wenn ich so zu euch spreche. Auf genau diese Art und Weise! Ich erinnere mich, dass einmal ein wichtiger Priester unserer Diözese, den ich sehr schätze, Don Barbareschi (Monsignore Giovanni Barbareschi, 1922-2018, Diözese Mailand), zu einer Versammlung kam, die ich im roten Saal des PIME (Päpstliches Institut für Auslandsmissionen) für Studenten abhielt. Er kam herein und stand ganz hinten. Ich sagte: „Ich frage mich, was er hier macht!“, denn es war ihm anscheinend ein bisschen peinlich. Dann waren wir fertig, alle gingen raus und er stand da und sagte: „Sag mal, redest du immer so? Und ich sagte: „Äh, ja!“. Und er sagte: „Was finden sie denn daran?“ Da war ein Akt der Demut meinerseits angebracht.

Aber ich glaube nicht, dass es blinde Unnachgiebigkeit ist. Das Christentum ist nur innerhalb dieser Grundbegriffe denkbar. Ich habe die Begriffe nicht erschöpfend behandelt, aber ich habe

ein paar Begriffe genannt, die mir grundlegend erscheinen. Denn das Jesuskind ist grundlegend, genauso wie die Einheit der Kirche grundlegend ist; sie ist die Einheit der Gläubigen, aber ohne die Anerkennung der objektiven Norm des päpstlichen Lehramtes ist sie keine Einheit mehr, sondern der Hermeneutik überlassen, der Interpretation der Leute, und jeder kann dann denken, was er will – wer sollte ihn daran hindern? Und wenn diese Kirche nicht so dicht an dich und mich herankäme dass sie sich in einer Weggemeinschaft verwirklicht, in der wir uns begegnen und uns gegenseitig helfen, mit fünfzig, sechzig, siebzig, achtzig anderen Leuten, was wäre sie dann? Eine abstrakte oder eine politische Angelegenheit, ein kuriozes Phänomen oder ein politisches. Deshalb sagte Johannes Paul II. vor einiger Zeit zu den spanischen Bischöfen von Tarragona – er wiederholte es vor kurzem, ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit –, dass die Kirche eine von Leben erfüllte Gemeinschaft sein muss, bei der sich alles um die Person dreht (*Ansprache an die spanischen Bischöfe von Barcelona und den Kirchenprovinzen Tarragona und Oviedo, anlässlich ihres Besuchs „ad limina apostolorum“*, 11. November 1991, 5: „Das Erwachen des christlichen Volkes zu einem größeren Bewusstsein für die Kirche, der Aufbau lebendiger Gemeinschaften, in denen die Nachfolge Christi konkret wird und alle Dimensionen des Lebens umfasst, ist die angemessene Antwort auf die säkulare Kultur, die die christlichen Prinzipien und die moralischen Werte der Gesellschaft ernsthaft bedroht.“ Das ist die Methode, über die ich mit dem Journalisten gesprochen habe, den ich vorhin zitiert habe: Weil Gott Mann und Frau erschaffen und die Geschichte des Menschen zur Geschichte der Erlösung gemacht hat, indem Er sich selbst zum Gefährten des Menschen machte, deshalb ist der Gott der Familie auch der Gott der Kirche, das heißt jenes Volkes, das zu Gott schrie und gerettet wurde, wie Esther in der Bibel sagt (vgl. Esther 10,3f). Wir lesen es einmal pro Woche im Stundengebet: „Das Volk schrie zu Gott und wurde gerettet“ (vgl. Ps 22(21) 6). Es ist also die gleiche Methode: um zu ermöglichen, dass ein Mensch auf die Welt kommt, dass er groß wird, dass er sich selbst wird, um einen Menschen als solchen zu formen, um ihn zu einem vollkommenen Menschen zu machen, benutzt Gott genau die gleiche Methode: die Familie als erste Weggemeinschaft. Aber wenn diese ihre Grenzen nicht ausweiten kann, wird sie zum Gefängnis oder zum Grab und man flieht, man flieht.

Deshalb wird man in jene „Familie“ hineingeboren, die die Einheit der Gläubigen ist, in die Kirche, in die Kirche als Leib Christi; man wird in den Leib Christi hineingeboren und wird in ihr groß, denn niemand in der Kirche ist wie du und niemand ist wie ich - keiner ist dem anderen gleich. Und diese Unterschiedlichkeit, die in der liberalen und rationalistischen Kultur ein mächtiger Einwand gegen das Zusammenleben ist – die Unterschiedlichkeit ist nämlich ein mächtiger Einwand für die moderne Kultur, zum Beispiel für das Funktionieren des Staates –, wird hier zum Reichtum einer Identität, die über alles hinausgeht und durch die alle neu geboren werden. Denn Christus ist gestern, heute und immer; z.B. für ihn hier, der einen Charakter hat, den ich gerne hätte, und für mich, den ich meinen Charakter habe, den er gerne hätte.

Beitrag: Ich wollte Ihnen folgende Frage stellen: Wie lebt man im eigenen Alltag, der so oft von Dutzenden von Problemen überwältigt wird, wie folgt man dieser Gegenwart?

Giussani: Der Gegenwart zu folgen ist identisch mit einem anderen Ausdruck: dieser Gegenwart zu gedenken. Als ich in die Grundschule ging – später trat ich dann ins Seminar ein – stand mir mein Vater, vor allem mein Vater, immer vor Augen. Ich habe nur ein einziges Mal in meinem Leben gestohlen: Auf dem Schulweg sagte ein Klassenkamerad, der neben mir ging, vor einem Gemüsestand, auf dem geröstete Kastanien lagen, zu mir: „Nimm sie, nimm sie!“ Und ich streckte meine Hand aus und nahm welche, ohne dass mich jemand gesehen hatte. Am Abend kam mein Vater von der Arbeit nach Hause und sagte zu mir: „Hör mal, was hast du heute Morgen gemacht?!“ Für mich war mein Vater omnipräsent, kurz gesagt – wie Gott. Die Art und Weise, dieser Gegenwart zu folgen, besteht also in der Erinnerung an sie. Deshalb sagt die Kirche: Wenn du in der Zeitspanne, die für alle Menschen das Maß ihrer

Ausdruckskraft ist, nämlich die Arbeit, die Arbeitswoche, wenn du in dieser Zeit nicht einen einzigen Augenblick dem Gedächtnis Christi widmest, wenn du am Sonntag nicht zur Messe gehst ... noch weniger ist gar nix: Todsünde! Das heißt, es ist keine Übertreibung, zu sagen, dass man, um dieser Gegenwart zu folgen, sich an sie erinnern und ihrer gedenken soll.

Es gibt einen schönen Text, den du vermutlich gelesen hast, *Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers*, ein russisch-orthodoxer Text, in dem es heißt, dass man sich angewöhnen muss, den Herrn anzurufen, Seiner zu gedenken, einmal, zehnmal, hundertmal, zehntausendmal am Tag, solange bis es mit jedem Atemzug übereinstimmt (vgl. *Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers*, Herder, 20. Aufl. 2020, S. 24 ff). Der Text sagt das auf eine sehr schöne Weise. Wenn ich denke, dass der Herr konkreter ist als meine Mutter, dass Er mehr ‚mein‘ ist als meine Mutter oder mein Vater – wenn man daran denkt, dann ist der Wunsch, das Gedächtnis zu vervielfältigen, nicht nur zulässig, sondern unvermeidlich, und das zu tun, wird nicht nur möglich, sondern real. Dann kann es sein, dass man z.B. bewusst einen Fehler macht und sich danach sofort an diese Gegenwart erinnert. Und dieses Vervielfachen der Erinnerung kürzt immer mehr die Zeit des Vergessens und die Zeit des Verrats ab. Das Vergessen schlechthin bedeutet für den erwachsenen Menschen, dass er den vergisst, aus dem er gerade hervorgeht. Denn ich bringe mich in diesem Augenblick nicht selbst hervor. Zu den Jugendlichen sage ich immer: „Sagt mir, ob es etwas Offensichtlicheres gibt als das: In diesem Augenblick machst du dich nicht selbst, ich bringe mich nicht selbst hervor.“ In diesem Moment werde ich von etwas Anderem geboren, und dieses Andere heißt Gott, der Mensch geworden ist, das heißt, ich werde von Christus hervorgebracht. Je mehr man darüber nachdenkt, umso mehr reift die eigene Persönlichkeit und flüchtet sich nicht etwa in eine Abstraktheit; je mehr sich dieses Gedächtnis vervielfacht, desto mehr spüre ich, wie mein Ich immer mehr aus dieser Neugeburt Bestand gewinnt. Und doch haftet immer dieselbe Schwäche an mir, so dass ich, während ich an diese Dinge denke, hinfallen und ausrutschen kann.

Ich sage diese Dinge in aller Eindringlichkeit, denn es ist wunderschön, dass das Christentum Barmherzigkeit ist, dass das Sein Barmherzigkeit ist: Es ist menschlich unvorstellbar, an die eigene Bestimmung zu denken, wenn sie nicht Barmherzigkeit ist. Tatsächlich denken jene, für die die Bestimmung mit der Barmherzigkeit nicht in eins fällt, nicht über sie nach; es ist ihnen gar nicht möglich, über sie nachdenken. Und da sich die Bestimmung immer näher abzeichnet und ereignet, sind Ersterer intelligenter als Letztere; die Haltung der Ersteren ist intelligenter als die der Letzteren. Und dann, entschuldigt, die eigentliche Antwort auf die Frage von vorhin – man muss sich erinnern um zu folgen – ist frei von jeglichem Moralismus: nicht Gesetze, die man anwenden muss, sondern eine Erinnerung, die man pflegen muss. Als ich zur Schule ging, in die fünfte Klasse, mit meinem Lehrer Herrn Fossataro, einem Hauptmann der Miliz, hatte ich immer meinen Vater vor Augen: nicht Gesetze, die mein Vater mir erklärte, sondern ihn selber! Und so handelte ich gemäß dem Gesetz, indem ich mich an ihn erinnerte: kurz und knapp, affektiver, menschlicher, einfacher.

Beitrag: Wenn das Gedächtnis an Christus es ermöglicht, dass diese Faktum, dieses Ereignis, lebendig bleibt, warum passiert es dann zum Beispiel, dass selbst unter uns Christen trotz des Gedächtnisses das Ereignis oft auf menschliche Regeln reduziert wird? Ich sage das, weil ich es als Tendenz bei mir feststelle und weil es mir oft passiert, zum Beispiel in der Messe, dass ich es in den Predigten, die die Liturgie kommentieren, wiederfinde.

Giussani: Ich stimme Ihnen zu, ich weiß nicht, was ich Ihnen dazu sagen soll: Falsch ist die Methode, die Methode der Vermittlung. Die Eltern, das habe ich dem Journalisten in Lourdes gesagt, wollen, dass ihre Kinder glücklich sind, aber es ist, als hätten sie vergessen, ihnen die Methode beizubringen, wie sie das erreichen können. Es ist, als wüssten sie nicht, welchen Weg sie ihnen beibringen sollen um zum Glück zu gelangen. Und so können wir unseren Glauben, die Evidenz des christlichen Faktums, unsere Botschaft: „Das Geheimnis Gottes ist unter uns“,

weitergeben, ohne auf die Methode zu achten, die diese Wahrheit voraussetzt. Und eben diese Methode wurde von Christus geschaffen: Die Methode ist die Gegenwart, wie er sie definiert hat, die Gegenwart der Einheit der Gläubigen, die Gegenwart einer Weggemeinschaft; Weggemeinschaft bedeutet Leute, die zusammen sind, weil Er da ist, weil sie Ihn anerkennen. Der Übereifer, den ich manchmal an den Tag lege, ist absolut nicht nötig; denn jeder hat seinen eigenen Charakter. Aber dies ist die Antwort. Die Methode wird von Ihm gelehrt: „Bewahrt die Einheit, folgt; um Mir zu folgen, müsst ihr eurer Weggemeinschaft folgen; Weggemeinschaft, das heißt, eine Einheit von Menschen, die zusammenkommen, weil Ich da bin, weil sie Mich anerkennen. Dann belehren sie einander, sie vergeben einander.“ Wie gesagt, geht es um einen Fehler in der Methode der Vermittlung.

Meiner Meinung nach haben wir uns als Christen, als christliches Volk, hundert Jahre lang in diesem Punkt geirrt, in der Methode, der Methode der Vermittlung. Es heißt: „Die grundlegenden Faktoren der Wirklichkeit der Kirche sind das unfehlbare Lehramt...“ – das Lehramt, das eine objektive Realität ist, unfehlbar, denn das letzte Wort liegt nicht in meiner Interpretation, das letzte Wort liegt außerhalb von mir, und das ist ein impliziter Wert des Christentums: der letzte Wert, die Wahrheit ist eine Realität außerhalb von mir; ‚sie gingen aus dem Haus, sie fanden die Wahrheit vor, die mitten auf der Straße zu ihnen sprach – Gott, Wegbegleiter des Menschen‘; ‚... das Lehramt der Kirche und die Sakramente‘. Und was ist das Sakrament? Eine Gegenwart. Das Sakrament ist die einfachste Form des Gedächtnisses. Also, zuerst nennen wir diese beiden Begriffe, aber dann verfolgen wir methodisch gesehen unser eigenes Bild der Mitteilung oder der Bewertung, des Urteils: unser schlussendliches Bild, das Ergebnis unserer Diskussionen, die theologische Meinung einer theologischen Streitfrage, das, was die Zeitungen sagen, was das Fernsehen sagt, was die Priester sagen.

Es ist spektakulär – ich wiederhole euch, was ich den Jugendlichen sage –, dass Christus uns zu einer einzigen Sache verpflichtet hat, eine einzige Sache zu vollziehen. Er hat uns zu einer einzigen Sache verpflichtet, zu einer bestimmten Methode, mit Ihm zu kommunizieren: die Sakramente, Gesten, bei denen der Mensch nichts tun muss, außer mit offenen Augen und mit Bewusstheit da zu sein. Wie die Männer, die zu Ostern zur Beichte zu mir kamen, *illis temporibus* [in jenen Zeiten], sie kamen und waren da. Dann stellte ich ihnen ein paar Fragen und sie sagten: „Ja“ oder nicht einmal: „Ja, nein“, sie nickten mit dem Kopf und ich erteilte ihnen die Absolution. Das ist das absolute Minimum. Es ist nicht nötig, dabei etwas Besonderes zu denken, zu spüren oder ein außerordentliches Gefühl zu haben. Es ist, wie wenn man sagt: Das ist ein Buch! Das Christentum ist ein Faktum! Die Methode, um das zu lernen, ist also, dabei zu sein; das heißt, innerhalb einer Weggemeinschaft von Menschen zu bleiben, die zusammenkommen oder sich als eine Einheit auffassen, weil Christus da ist. Das nennt man „Kommunion“, wie das Sakrament. Aber dies ist weit entfernt von der Art, in der wir gewöhnlich leben, denn – ich bitte um Entschuldigung – genau dies haben wir nicht gelernt. So wie heute der Sinn für die Familie verloren geht, jener Zusammenhalt, der einem Kind ermöglicht, wie durch Osmose, durch osmotischen Druck Erwachsen, sich selbst, zur Person zu werden, seine eigene Persönlichkeit zu entfalten, genau so haben wir seit sehr langer Zeit den Sinn für diese „Familie“ verloren, für diese Vertrautheit mit Christus, die die Einheit unter uns in seinem Namen ist (deshalb kann in die Weggemeinschaft der Kirche sowohl der Delinquent als auch der Heilige eintreten und derjenige, der am wenigsten dagegen einzuwenden hat, dass es einen Delinquenten gibt, ist der Heilige).

Beitrag: Sie haben von Zärtlichkeit gesprochen, von der Zärtlichkeit des Menschen zu sich selbst und von der Zärtlichkeit Gottes zum Menschen. Ich würde gerne mehr darüber wissen, denn Zärtlichkeit gehört zu einem sehr intimen Bereich; ich kann nicht ganz verstehen, was sie damit zu tun hat.

Giussani: Die Antwort liegt schon in Ihrer Frage. Sie sagen, dass das Wort Zärtlichkeit zu einem sehr intimen Bereich gehört, intimer als ich selbst zu mir selbst. Und, wie ich schon sagte, wenn ich mich selbst betrachte, mich selbst als eine Realität wahrnehme, die in diesem Moment von einem Anderen gemacht wird – wenn ich mir bewusst bin, dass ich jetzt aus dem Geheimnis hervorgehe, dann schaue ich voller Staunen auf mich selbst. Wenn ich mich selbst als gegeben oder als Geschenk betrachte, bin ich von Staunen über mich erfüllt und schaue auf mich, wie eine Mutter auf ihr Kind, das sie gerade geboren hat. Stattdessen bewirken unser Stolz und unser Wunsch nach Selbstbehauptung, dass wir uns selbst gegenüber fremd und hart zu uns sind. Deshalb denke ich immer an Rilke, an diesen Satz: „Und alles ist einig, uns zu verschweigen, halb als Schande vielleicht und halb als unsägliche Hoffnung“. Beides ist in uns. Und die Kirche ist der einzige Ort, an dem diese beiden Dinge im Menschen bejaht werden, der einzige Ort, an dem dieses Paradoxon oder dieser Widerspruch verstanden wird – dieser bemitleidenswerte und geliebte Widerspruch: Nicht der Widerspruch wird geliebt, sondern die Einheit, die in diesem Widerspruch liegt. Aber das Allerschönste, was mir beigebracht wurde, ist das Wort „Barmherzigkeit“. Es existiert nicht im Wörterbuch. Das heißt, es existiert schon im Wörterbuch, aber es ist das einzige Wort, das, obwohl höchst notwendig, täglich notwendig ist, doch nicht aus unserer Erfahrung entspringen kann. Ich erinnere mich immer daran – verzeiht mir, wenn ich das hinzufüge, dann schwöre ich, dass ich aufhöre zu sprechen – dass ich, als ich drei Jahre alt war, mit meiner Mutter zur Vesper ging. In der Kirche gab es eine große Kanzel in Form einer goldenen Muschelschnecke. Ich saß dort mit meiner Mutter, der Priester fuchtelte laut herum und ich hörte immer sehr aufmerksam zu. An einer bestimmten Stelle zitierte der Priester einen Satz: „Auch wenn dich deine Mutter verlässt, ich werde dich nicht verlassen“ (vgl. Jes 49,15). Ich erschrak so sehr, dass ich zu meiner Mutter schaute, die neben mir saß. Ich sah sie total erschrocken an, bei dem Gedanken, dass sie mich verlassen könnte. Meine Mutter drehte sich zu mir um, lächelte, und daraufhin beruhigte ich mich. Doch in einem ganz anderen Sinne ist dieser Moment einer der wichtigsten Momente in meinem Leben geworden: In jenem Moment lag der Anfang all dessen, was ich verstanden habe. Eine Mutter zu haben ist ein Ereignis, kein moralisches Gesetz, das man anwenden muss; aber eine Mutter zu haben bedeutet, dass man von innen heraus den Drang verspürt, sich auf eine bestimmte Weise zu verhalten, ihr einen Kuss zu geben oder ‚Ja‘ zu sagen oder zu weinen, weil man etwas Falsches getan hat, weil man ungehorsam war; und das kommt von innen heraus. Dagegen kommt die Moral überall auf der Welt von außen und wird normalerweise vom Staat vorgegeben. Sie wird vom Staat bekräftigt, weil die moralischen Werte, die der Staat auferlegt – wie soll ich sagen – diejenigen sind, die ihm im jeweiligen geschichtlichen Moment von Nutzen sind.

Moderator: Ich danke Ihnen wirklich sehr. Wir sind bewegt und von Staunen erfüllt. Ein herzliches Dankeschön, auch für die Mühe, hierher zu uns zu kommen.

© 2024 Fraternità von Comunione e Liberazione für die Texte von L. Giussani.